

Gesellschaftlicher Wandel und personale Identität in der Spätmoderne: von den Schwierigkeiten Veränderung und Persistenz gleichermaßen zu erfassen

Ehnis, Patrick; Beckmann, Sabine; Mohr, Marina; Kühn, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Ehnis, P., Beckmann, S., Mohr, M., & Kühn, T. (2015). Gesellschaftlicher Wandel und personale Identität in der Spätmoderne: von den Schwierigkeiten Veränderung und Persistenz gleichermaßen zu erfassen. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 39(2/3), 151-170. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57052-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Patrick Ehnis, Sabine Beckmann, Marina Mohr & Thomas Kühn

Gesellschaftlicher Wandel und personale Identität in der Spätmoderne^{*}

Von den Schwierigkeiten Veränderung und Persistenz
gleichermaßen zu erfassen

Dieser Artikel zeichnet kritisch nach, wie soziologische Identitätstheorien in Anlehnung an Becks Individualisierungsthese die Folgen des gesellschaftlichen Wandels für die Konstruktionsbedingungen personaler Identität beschreiben. Wir argumentieren jedoch dafür, den Blick auf Ambivalenzen im gesellschaftlichen Wandel zu richten und plädieren für eine systematische Einbeziehung sozialer Ungleichheitskategorien in aktuelle Konzeptionen personaler Identität.

Schlüsselwörter: Personale Identität, Subjekt, Identitätstheorie, Individualisierung, Gender, Soziale Ungleichheit

Neuere Identitätstheorien konstatieren eine grundlegende Veränderung in den aktuellen gesellschaftlichen Konstruktionsbedingungen von personaler Identität (vgl. etwa Rosa, 1998, 2009, 2012; Behringer, 1998; Keupp et al., 2008; Eikelpasch & Rademacher, 2004; Kaufmann, 2005, 2010). Diese wird begründet durch einen sozialen Wandel, der in der Regel als Übergang von modernen Gesellschaften in die Spätmoderne, Zweite Moderne bzw. reflexive Moderne beschrieben wird. Auffällig ist, dass häufig an zentralen Stellen der Beschreibung dieses Übergangs auf Becks »längst überfällige Umbruchdiagnose« (Keupp et al., 2008, S. 36f.) der *Individualisierung* zurückgegriffen wird (vgl. ebd.; Rosa, 2012, S. 228f.; Kaufmann, 2010, S. 64), die dieser bereits 1986 in seinem Buch *Risikogesellschaft* (Beck, 1986) vorgelegt hat.

Im Folgenden soll aufgezeigt werden, welche Änderungen mit dieser Perspektive auf sozialen Wandel für die Konstruktionsbedingungen personaler Identität behauptet werden. Dafür werden die Identitätstheorien von Keupp et al. (2008), Kaufmann (2005, 2010) sowie Rosa (1998,

2009, 2012) vorgestellt und kritisch diskutiert. Die Auseinandersetzung mit diesen Autoren bietet sich an, weil sich ihre Ansätze zum einen dadurch auszeichnen, dass sie den gesellschaftlichen Wandel zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zu Identität machen, zum anderen aber auch, weil sie dabei jeweils verschiedene Theorieansätze weiterentwickeln: Keupp et al. (2008) beziehen sich auf die entwicklungspsychologische Theorie Erik Eriksons, Kaufmann (2010) auf Pierre Bourdieus Habituskonzept und Rosa (2012) arbeitet an einer Fortführung von Ansätzen der kritischen Theorie (häufig in Rückbezug auf Charles Taylor).

Gleichwohl durch die Rezeption der These von der Modernisierung der Moderne viele wichtige Weiterentwicklungen der Identitätstheorien begründet werden können, so ist die Kernthese dieses Artikels doch, dass durch die Überzeichnung von Individualisierung bzw. Flexibilisierung oder auch Beschleunigung als *der* gesellschaftlichen Megatendenz, die kennzeichnend und maßgebend für *die* Konstruktion personaler Identität in der Zweiten Moderne sei, die gegenwärtigen Konstruktionsbedingungen personaler Identität nicht hinreichend beschrieben werden.

Die Ambivalenzen des sozialen Wandels, die sich oftmals im Spannungsverhältnis von Veränderung und Persistenz beschreiben lassen, werden zugunsten einer angenommenen Megatendenz aufgelöst, anstatt sie in ihrer Widersprüchlichkeit zum theoretischen Ausgangspunkt für die aktuelle Konstruktion von personaler Identität zu machen.

So werden insbesondere die nach wie vor wirksamen bestehenden vertikalen Differenzlinien sozialer Ungleichheitskategorien wie class¹, gender, ›race/Nationalität² nicht systematisch berücksichtigt und in die theoretische Konzeption und Beschreibung von Identitätskonstruktionen einbezogen. Deren Bedeutung für die Konstruktionsbedingungen personaler Identitätsprozesse, so unsere These, bleibt auch im gesellschaftlichen Wandel von hoher Relevanz. Dies soll am Beispiel des Geschlechterverhältnisses illustriert werden.

Zur Koppelung von soziologischer Gegenwartsdiagnose und Identitätstheorie

Individualisierung – so die These aktueller Identitätstheorien – Sorge dafür, dass sich in der Zweiten Moderne die Konstruktionsbedingungen für personale Identität grundsätzlich änderten. Dies wiederum dient als Begründung für ihre eigene Forschung, indem die Frage aufgeworfen wird, wie sich personale Identität unter diesen neuen Bedingungen konstruiert. Insofern stellt die Individualisierungsthese eine starke Prämisse für die Identitätsansätze dar. Als Grundlage für die Auseinandersetzung mit den einzelnen Theorien scheint es daher sinnvoll, die zentralen Thesen dieser Zeitdiagnose voranzustellen, gerade weil dieses Unterfangen bisweilen an den Versuch erinnert, »den Pudding an die Wand zu nageln« (Scherger, 2010, S. 119).

Die Individualisierungsthese als zeitdiagnostischer Hintergrund

Kern der Beckschen Individualisierungsthese ist die Annahme, dass die Basisinstitutionen der Ersten Moderne »Erwerbsgesellschaft, Nationalität, Kleinfamilie, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, fordistische Produktion, wissenschaftliche Kontrollrationalität« (Beck et al., 2004, S. 22) zunehmend erodierten und sich die institutionellen Arrangements in der Tendenz immer stärker auf ein individualisiertes Marktsubjekt ausrichteten. Für den Subjektivierungsprozess schildert Beck (1986, S. 206) dabei drei zentrale Folgen: 1. die Freisetzungsdimension, 2. die Entzauberungsdimension und 3. die Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension.

Die drei Dimensionen lassen sich wie folgt ausführen: Erstens gebe es in spätmodernen Gesellschaften die materielle Möglichkeit, Lebensläufe individueller zu gestalten, sodass sich Klassen- und Ständestrukturen sukzessive auflösten (vgl. ebd., S. 122). Veränderungen des allgemeinen Lebensstandards, Bildungsexpansion, Mobilitätsprozesse und wohlfahrtsstaatliche Sicherungen hätten dazu geführt, dass – trotz weiter vorhandener sozialer Ungleichheit – insgesamt ein materielles Niveau erreicht sei (Fahrstuhleffekt), in dem sich Lebensläufe ausdifferenzieren könnten (vgl. ebd., S. 40f.). Der Lebenslauf von Subjekten werde nun

nicht mehr qua Geburt in einer Klassenlage determiniert (Freisetzungsdimension).

Zum zweiten verlören damit und parallel dazu die »traditionalen Sicherheiten im Hinblick auf Handlungswissen, Glauben und leitenden Normen (»Entzauberungsdimension«)« (ebd., S. 206) zunehmend an Gültigkeit. Durch beides würde die Individualisierung von Lebensläufen ermöglicht. Die Wahlmöglichkeiten, wer man sein will, welche Lebensweise, welchen Beruf, welche Sexualität, welches Hobby man haben möchte, würden immer zahlreicher und akzeptierter, gleichzeitig müssten diese Entscheidungen auch selbst getroffen werden (Zwang zur Entscheidung). Dabei verlagere sich die Verantwortung für einen gelungenen Lebenslauf in das Subjekt selbst. Insofern sei die Erosion der Basisinstitutionen der Moderne verbunden mit »riskanten Freiheiten« (Beck & Beck-Gernsheim, 1994). Risiken würden zu Lebenslauftrisiken vereinzelter Marktsubjekte.

Drittens würden gleichzeitig mit dem Prozess der Freisetzung Risiken durch »institutionelle Lebenslaufmuster« (Beck, 1986, S. 211) neu standardisiert werden. Institutionen wie Bildungseinrichtung, soziale Sicherungssysteme etc. ermöglichten also die Freisetzung aus Klassenlagen und sorgten gleichzeitig für eine neue Standardisierung von Lebensläufen (Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension).

Im Ergebnis werde in der Zweiten (bzw. reflexiven) Moderne die Einnahme einer Ich-Perspektive verstärkt, so dass soziale Positionierungen kaum mehr als Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse wahrgenommen werden könnten, sondern stets als Produkte eigener Entscheidungen: »In der individualisierten Gesellschaft muß der einzelne entsprechend bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen, sich als Handlungszentrum, als Planungsbüro in Bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen« (ebd., S. 217).

Zusammengefasst besagt die Individualisierungsthese also, dass Klassenlagen tatsächlich über materiellen Wohlstand zunehmend aufgelöst und dass Klassenrisiken zu Lebenslauftrisiken würden. Gleichzeitig werde die Übernahme des Selbstkonzeptes »individueller Marktakteur« gesell-

schaftlich verlangt. »Biographien werden ›selbstreflexiv‹; sozial vorgegebene wird in selbst hergestellte und herzustellende Biographie transformiert« (ebd., S. 216). Im Folgenden wird gezeigt, wie die Individualisierungsthese Eingang in Theorien zur Identitätskonstruktion finden.

Patchwork der Identitäten (Keupp et al.)

In Anschluss an Ulrich Beck und vor dem Hintergrund einer ähnlichen Zeitdiagnose liegt für Keupp et al. (2008) die »Grunderfahrung der Subjekte in den fortgeschrittenen Industrieländern: in einer ›ontologischen Bodenlosigkeit‹, einer radikalen Enttraditionalisierung, dem Verlust von unstrittig akzeptierten Lebenskonzepten, übernehmbaren Identitätsmustern und normativen Koordinaten« (ebd., S. 53). Mit dem Verlust der institutionellen Normierung des Sozialen werde die Herstellung von Identität mehr und mehr eine individuelle Aufgabe.

Keupp et al. entwickeln hier vor allem in Bezug auf und in Abgrenzung zu dem entwicklungspsychologischen Stufenmodell Eriksons ein neues Verständnis der Identitätsbildung. Identität könne nicht mehr als etwas betrachtet werden, dass vornehmlich durch eine Entwicklungsstufe in der Jugend erreicht bzw. festgelegt werde, wie dies bei Erikson angelegt sei.

Grundsätzlich sei es problematisch (geworden), die Festlegung auf eine bestimmte Identität im Sinne einer inhaltlichen Festlegung als gelingend zu bezeichnen³. Vor dem Hintergrund destandardisierter, flexibler und individualisierter Lebensläufe könne das Offenhalten und Nichtfestlegen nachgerade funktional werden. Insofern ist Identitätsdiffusion nicht unbedingt ein Scheitern oder krankhaft (wie bei Erikson noch), sondern kann im Gegenteil als funktionale Reaktion auf eine institutionelle Destandardisierung von Lebensläufen verstanden werden. Diese Interpretation habe bereits Eriksons Schüler James E. Marcia nahe gelegt (vgl. ebd., S. 81).

In den Identitätskonstruktionen der reflexiven Moderne gehe es nicht (mehr) darum, widersprüchliche Aussagen, Praktiken etc. zu verhindern und ein widerspruchsfreies Leben nach festen Fundamenten zu führen,

sondern im Grunde darum, dass die Person selbst ihre Geschichte und Selbstverortung als gerade noch authentisch erleben kann und dabei von genügend anderen Anerkennung erfährt (vgl. ebd., S. 57). Was als kohärent angesehen wird, ist bei den Individuen durchaus unterschiedlich, je nachdem, welche Ambiguitätstoleranz sie haben. »Kohärenz entsteht so weniger inhaltlich denn als prozessuales Ergebnis (in dem Gefühl eines trotz unterschiedlicher Entwicklung zu mir passenden Prozesses)« (ebd., S. 246).

In diesem Sinne wird die Herstellung von Identität in der Spätmoderne zur permanenten relationalen Passungsarbeit:

Identität verstehen wir als das individuelle Rahmenkonzept einer Person, innerhalb dessen sie ihre Erfahrungen interpretiert und das ihr als Basis für alltägliche Identitätsarbeit dient. In dieser Identitätsarbeit versucht das Subjekt, situativ stimmige Passungen zwischen inneren und äußeren Erfahrungen zu schaffen und unterschiedliche Teilidentitäten zu verknüpfen. Auf dem Hintergrund von Pluralisierungs-, Individualisierungs- und Entstandardisierungsprozessen ist das Inventar kopierbarer Identitätsmuster ausgezehrt (ebd., S. 60).

Identitätskonstruktionen gleichen einem permanenten Balanceakt zwischen unterschiedlichen Identitätsfacetten in verschiedenen Lebensbereichen (Teilidentitäten) als auch in der Zeit zwischen Vergangenheit und Zukunft, sowie zwischen dem inneren Identitätsgefühl und äußeren Handlungsanforderungen⁴. Kohärenz (und Authentizität) sei dann hergestellt, wenn diese Spannungsverhältnisse vorübergehend in ein für das Individuum gerade noch akzeptables Maß gebracht werden könne.

ICH ein anderer (Kaufmann)

Ähnlich wie Beck fasst auch Kaufmann den gesellschaftlichen Bruch mit der ersten Moderne als institutionelle Individualisierung (vgl. Kaufmann, 2010, S. 64). Für Kaufmann hat in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts dabei eine »Revolution der Identität« (Kaufmann, 2005, S. 78) stattgefunden. Diese bestünde darin, dass sich Identitätsprozesse von

einem bloßen *Reflex* auf gesellschaftliche Strukturen zu einer *Reflexion* gewandelt hätten und zwar gerade dadurch, dass sich die Sozialisationsrahmen und Rollenangebote selbst ausdifferenziert und vervielfältigt hätten (vgl. ebd., S. 70).

Reflexion werde dabei erzwungen »von den Widersprüchen zwischen den von ein und demselben Individuum inkorporierten vielfältigen Denk- und Handlungsschemata, die dieses zum Nachdenken und Auswählen zwingen« (ebd., S. 88). Reflexive Identitätsprozesse lassen sich insofern als Reflex auf eine institutionelle Individualisierung darstellen.

In einer kritischen Auseinandersetzung mit Bourdieus Habituskonzept konstatiert Kaufmann, dass dort »die Dynamiken im Inneren des Individuums [...] im Dunkeln [bleiben]. Personen sind nur noch Agenten, die durch das Umfeld bestimmt werden« (Kaufmann, 2010, S. 28). Bourdieus Theorie, die in ihren Ursprüngen auf empirische Beobachtungen der ländlichen Gesellschaft Algeriens beruhe, könne vor allem deshalb nicht auf aktuelle westliche Gesellschaften übertragen werden, weil sie den Individualisierungsprozess spätmoderner Gesellschaften nicht ausreichend berücksichtige (vgl. ebd.)⁵.

Die Sozialisationsprozesse moderner Gesellschaften führten keinesfalls zur Herausbildung lediglich eines bestimmten Habitus. Vielmehr werden in unterschiedlichen systematischen Kontexten (Beruf, Beziehung, Familie, Freunde, Schule, Vereine etc.) sehr unterschiedliche *Gewohnheiten* (Kaufmanns kritisch-ironische Übersetzung des großen Begriffs des Habitus) herausgebildet, welche wiederum als inkorporierte Schemata durchaus unterschiedliche, miteinander konkurrierende Identitäten hervorbrachten, die alle im »emotionalen Gedächtnis« (ebd., S. 52) – ähnlich Keupps et al. Identitätsgefühl – der Personen verankert sind: »Jeder Kontext reaktiviert eine Dynamik der Herstellung einer sinnvollen Totalität, die in der Vergangenheit zahlreiche Male empfunden wurde und die auf der Stelle die Markierungen wiederfindet« (ebd.).

Subjekte bildeten so zahlreiche Ich-Optionen aus, die durchaus auch widersprüchlich sind und permanent konkurrieren. Jede mögliche Identität bekämpfe die andere und verlange Totalität. Kaufmann betont daher den multiplen Charakter von Identitäten in der Spätmoderne. Verschie-

dene mögliche Ich-Identitäten würden permanent um die Vorherrschaft der Darstellung auf der Bühne des Lebens kämpfen. Dieser Gedanke kommt der von Keupp et al. als Folge der Modernisierung geschilderten permanenten Passungsarbeit sehr nahe, radikalisiert diesen aber noch, da er nicht ein Selbst behauptet, das die verschiedenen Facetten einer Identität gerade noch plausibel halten kann, sondern tatsächliche permanente Identitätswenden, wirkliche Wechsel in der Identität.

Kein zentrales Ich steht über dem kämpfenden Komitee des Ichs und fungiert als Schiedsrichter. Alle sind dazu berufen, sich durchzusetzen, wenn es ihnen gelingt, die anderen auszuschalten. Wir haben in der Regel mehrere rivalisierende Ich-Kandidaten in uns, die sich bisweilen in einem schnellen Rhythmus auf der Bühne ablösen (ebd., S. 23).

Identitätskonstruktion geschehe gerade nicht in der Kontinuität, sondern situativ fast in jedem Moment neu. Diese identitäre Kehrtwenden geschehen paradoxerweise gerade in dem Bemühen der Menschen, Kohärenz und den Glauben an Kohärenz aufrecht zu erhalten (ebd., S. 22; S. 40; S. 51). »Diese Einheit ist jedoch immer eine momentane Einheit, die anders ist als das, was zuvor war und was später folgt« (ebd.).

Situative Identitäten (Rosa)

Ähnlich wie Kaufmann fasst auch Rosa die Herausbildung situativer Identitäten als Kennzeichen der Spätmoderne. In der Zeitdiagnose teilt Rosa dabei die Becksche Individualisierungsthese, der zufolge Entscheidungen und Identitätsbausteine zunehmend kontingent, revidierbar und kombinierbar werden (vgl. Rosa, 2012, S. 229). Lebensmuster seien nicht mehr schicht- oder milieuspezifisch geprägt, sondern individuell ausdifferenziert (vgl. ebd., S. 230). Neben Individualisierung ist für Rosa vor allem *Beschleunigung* das Kennzeichen spätmoderner Gesellschaften, die sowohl den technischen Wandel (immer kürzere Innovationsabstände) als auch den sozialen Wandel (institutioneller Arrangements wie Beruf und Familie) und das eigene Lebenstempo (mehr Zeit- und kapitalistischer Wettbewerbsdruck und mehr Dinge in kürzerer Zeit) betreffe

(vgl. ebd., S. 232ff.). Spätmoderne Subjekte seien bei gleichzeitiger weitgehender Individualisierung bzw. Nivellierung ethischer Fragen einem geradezu totalitären, existenziellen und fremdbestimmten Marktwettbewerb ausgesetzt (vgl. Rosa, 2009, S. 117; 2012, S. 303).

Mit der zunehmenden Beschleunigung sozialer Strukturen und individueller Lebensrhythmen vollziehe sich die Konstruktion personaler Identität mehr und mehr als *situative Identität*.

Das je eigene Leben wird unter den Bedingungen eines intragenerationalen Tempos sozialen Wandels nicht mehr als ein sich progressiv entfaltendes (und planbares) Projekt erfahren, sondern als offenes ›Spiel‹ oder als ›Drift‹, in der alle Identitätsprädikate eines zeitlichen Index bedürfen – man ist *im Moment mit X* verheiratet, man ›ist‹ *derzeit* Graphiker (ebd., S. 218).

Rosa verwendet das Bild des Spielers oder Surfers, der seine Kraft, Kreativität und Energie nicht mehr dafür verwendet, sich zielgerichtet auf einen Punkt zuzubewegen (Autonomieversprechen), sondern entweder gekonnt die sich ständig wandelnden Wellen reitet oder eben von ihnen hin und hergerissen wird (vgl. ebd., S. 302f.; Rosa, 2009, S. 120). Zunehmend verunmöglicht werde aber in jedem Fall die Umsetzung moderner Autonomie und Authentizitätsversprechen, die in der Verfolgung selbstbestimmter Werte und Ziele über Zeit und Kontexte bestehe (vgl. Rosa 2012, S. 257f.). Dadurch, dass der Surfer seine Kraft für die Bewältigung aktueller Herausforderungen braucht, dient sein Tun gerade nicht mehr der Verfolgung oder Einbringung eigener Ziele und Werte (außer eben der geschickten Nutzung aktueller Optionen). Seine Subjektivität wird letztlich lediglich nur noch zur »Steigerung der individuellen Konkurrenzfähigkeit« (ebd., S. 302f.) genutzt. Rosa (2009; 2012) geht es, in Rückbezug auf die Kritischen Theorie darum, zentrale Paradoxien oder Pathologien spätmoderner Gesellschaften aufzuzeigen und dadurch ihre zum Teil problematischen Funktionsweisen sichtbar und bearbeitbar zu machen.

Die Pathologie der Spätmoderne bestünde also darin, dass das Kernversprechen der Moderne (Autonomie und Authentizität) auf der einen

Seite gefördert und gefordert wird, dessen Einlösung aufgrund von Individualisierungs- und Beschleunigungsprozessen auf der anderen Seite jedoch nahezu verunmöglicht wird (Rosa, 2009, S. 95f.; Rosa 2012, S. 271f.; S. 303).

Gemeinsamkeiten

In der Zusammenschau zeigt sich, dass die Beschreibung des gesellschaftlichen Wandels in den dargestellten Identitätstheorien sehr ähnlich ist. Geteilt wird die Becksche Analyse, wonach sich die Kernarrangements der Moderne, wie die bürgerliche Kleinfamilie und das Normalarbeitsverhältnis, erodieren. Damit erodierten auch die institutionellen Taktgeber für ›Normalbiographien‹ und ›Normalidentitäten‹.

Die institutionelle Individualisierung (in Form der maßgeblichen Vergesellschaftung durch ethisch vermeintlich neutrale Märkte) zwingt um fast jeden Preis zur Einnahme der Ich-Perspektive, gleichzeitig wird es aber unter den gegebenen Bedingungen der Individualisierung, Beschleunigung, Destandardisierung und Vermarktlichung den Individuen so schwer wie in keiner Epoche vorher gemacht, sich kontinuierlich und konsistent sinnhaft als Einheit über die Zeit und die sozialen Kontexte hinweg zu empfinden. Mit diesem Paradoxon wird u.E. durchaus ein wichtiges Kernelement spätmoderner Subjektivierung benannt.

Die Theorien können mit der Schilderung gegenwärtiger Tendenzen u.E. auch überzeugend zeigen, dass tatsächlich manche Vorstellungen früherer Identitätstheorien zunehmend unplausibel geworden sind, wenn sie es nicht schon immer waren. So kritisieren Keupp et al. zu Recht Eriksons normierende Vorstellung einer gelingenden Identität und die lebensbiographische Festlegung der Identitätsbildung maßgeblich in der Jugend als wenig zeitgerecht. Subjekte treffen gegenwärtig vermehrt nicht nur auf Strukturen, die identitäre Entwürfe ermöglichen, sondern diese nachgerade lebensbiographisch immer wieder erzwingen. Die Theorien betonen daher zu Recht, dass Identität als eine *prozesshafte Konstruktion* verstanden werden kann, die sich in einer permanenten *biographi-*

schen Entwicklung befindet, deren Verlauf im Zusammenhang mit wechselnden *Kontextbedingungen* steht.

Gleichzeitig werden aber die Folgen des sozialen Wandels für die Konstruktion von Identität der Gegenwart in zweifacher Weise überzeichnet: Zum einen wird zu wenig differenziert, ob und wie die geschilderten Tendenzen (Individualisierung, Beschleunigung, Vermarktlichung, Destandardisierung, Flexibilisierung etc.) die Einzelnen bzw. soziale Gruppen unterschiedlich treffen, zum anderen wird die Erosion bestimmter sozialer Strukturen und Normierungen zugespitzt bis hin zum Wegfall beschrieben: als wären Subjekte spätmoderner Gesellschaft tatsächlich maßgeblich individuell vergesellschaftet. In der Konsequenz wird multiple, situative und lediglich prozess- statt inhaltsorientierte Identitätsarbeit zum Merkmal der Spätmoderne.

In der Beschreibung des sozialen Wandels wird dabei der Tendenzcharakter der Individualisierungsthese vernachlässigt, welche ja den *Übergang* in die Zweite Moderne beschreibt. Selbst wenn diese Tendenz einer institutionellen Individualisierung richtig ist, bleiben die Subjekte doch in vielerlei Hinsicht der Ersten Moderne verhaftet. In der Beschreibung des gesellschaftlichen Wandels wird zudem fast ausschließlich die Freisetzung- und Entzauberungsdimension der Beckschen Individualisierungsthese betont. Die Kontroll- bzw. Reintegrationsdimension der Beckschen These wird dagegen kaum theoretisch systematisiert und damit auch nicht die Neuvermessung von sozialer Ungleichheit und sozialer Normierung. Die Frage, wie und ob die Antwort auf die Identitätsfrage: ›Wer bin ich?‹ in einer flexiblen, entstandardisierten, entbette- ten, beschleunigten Welt der Zweiten Moderne nicht doch relational zu vermeintlich überholten Strukturmustern ›einfach-moderner‹ Gesellschaften (wie class/Herkunft; gender; ›race‹/Nationalität) gelesen werden muss, scheint vor diesem Hintergrund völlig veraltet.

Die kritische Frage – die sich durchaus an die Individualisierungsthese selbst richtet⁶ – lautet im Kern jedoch: sind die Subjekte gegenwärtig tatsächlich maßgeblich geprägt in Bezug auf individualisierende Institutionen im Lebenslauf oder eben doch auch bzw. vor allem in Bezug auf Strukturen sozialer Ungleichheit (class/Herkunft; gender; ›race‹/Nationa-

lität), deren Wirksamkeit nach wie vor auch institutionell gestützt wird. Je nachdem, wie diese Frage beantwortet wird, verändern sich auch die Annahmen zu den Konstruktionsbedingungen personaler Identität in der Gegenwart.

Ein Blick auf die Persistenzen im Wandel

In den dargestellten Theorien wird Identitätskonstruktion kaum mehr als Prozess sozialer Zuschreibungen und struktureller Grenzziehungen beschrieben. Dies unterschätzt u. E. jedoch sowohl die nach wie vor bestehenden unterschiedlichen normativen Anrufungen als auch die Strukturierung von Gesellschaft entlang different konstruierter sozialer Gruppen – wie z. B. Männer und Frauen, InländerInnen und AusländerInnen, KapitalbesitzerInnen und ArbeitnehmerInnen, SteuerzahlerInnen und SozialleistungsbezieherInnen etc. – und nicht zuletzt auch die Persistenz der vermeintlich erodierenden Basisinstitutionen der Moderne wie Kleinfamilie, Erwerbsgesellschaft, geschlechtstypische Arbeitsteilung und Nationalität. Dies soll im Folgenden am Beispiel des Geschlechterverhältnisses plausibel gemacht werden. Mit Blick auf das Geschlechterverhältnis in Deutschland lässt sich zeigen, dass dieses sich zwar ohne Zweifel im Wandel befindet, gleichzeitig aber auch erstaunliche Persistenzen aufweist.

Auf der einen Seite gleichen sich die Lebens- und Wahlmöglichkeiten von Männern und Frauen seit den 1960er Jahren zunehmend an (vgl. Ehnis, 2009, S. 16f.). Die rechtliche Gleichstellung ist weitgehend erreicht, Frauen können nicht mehr qua Geschlecht aus öffentlichen Funktionen gedrängt werden und sie sind medial in machtvollen Positionen (Politikerinnen, Journalistinnen) präsent. Mädchen haben in den Bildungsabschlüssen Jungen eingeholt, durch die Pille werden Schwangerschaft und Geburt eines Kindes weitgehend planbar, die Ehe erodiert als Vorsorgeinstitution, verstanden als lebenslange, soziale Absicherung der Frau vermittelt über den Arbeitslohn des Ehemannes (vgl. ebd., S. 37ff.), und in den Erwerbsquoten nähern sich Frauen Männern weiter an (vgl. Bundesagentur für Arbeit, 2012). Nicht umsonst geriet im feministischen

Diskurs die universelle Bezugnahme auf ein stets gleich vergesellschaftlichtes Subjekt ›Frau‹ zunehmend in Frage und in der Folge rückten immer mehr die Differenzen zwischen Frauen *und* Frauen in den Fokus (vgl. u.a. Knapp & Wetterer, 2003; Bilden & Dausien, 2006). Dies alles spricht für einen fortschreitenden Individualisierungsprozess – durchaus auch im Sinne von mehr Freiheiten von der Herkunftsfamilie oder auch dem Ehemann.

Auf der anderen Seite gilt aber auch, dass sich die Ungleichsverhältnisse zwischen Männern und Frauen als sehr stabil erweisen, so dass Geschlecht nach wie vor eine relevante Kategorie vertikaler Differenzierung bleibt (vgl. Ehnis 2009, S. 18f.; Kurz-Scherf, 2005). So haben sich die Vermögens- und Besitzverhältnisse kaum verändert. Die Differenz des Arbeitsvolumens hat sich zwischen Männern und Frauen seit den 1980er Jahren fast nicht verändert. Frauen arbeiten sogar weniger Vollzeit, die Zunahme der Erwerbstätigenquote geht mit der Ausweitung von Teilzeitarbeitsplätzen, Mini- und Midijobs und weiteren geringfügigen Beschäftigungsverhältnissen einher (vgl. Bundesagentur für Arbeit, 2012; BMFSFJ, 2005). Hinzu kommt, dass Frauen in machtvollen Positionen nach wie vor chronisch unterrepräsentiert sind und im Schnitt – auch bei vergleichbaren Arbeitstätigkeiten – deutlich weniger Entgelt bekommen. Nach wie vor gibt es einen deutlichen Fortbestand des geschlechtlich segregierten Arbeitsmarktes sowie die (mittelbare) Diskriminierung von weiblich konnotierten Lebensentwürfen (vgl. ebd.; Allmendinger, 2010). Zwar erodiert die Ehe als Versorgungsinstitution, dennoch bleibt sie die vorherrschende Lebensform, wenn kleine Kinder im Haus sind. Eine Umverteilung von haus- und kindbezogener Arbeit lässt sich statistisch kaum nachweisen. So sind es nach wie vor Frauen, die hauptsächlich von der Vereinbarkeitsproblematik zwischen den Bereichen Familie und Beruf betroffen sind (vgl. BMFSFJ, 2011). Auch das erodierende Normalarbeitsverhältnis bleibt sowohl institutionell als auch subjektiv die vorherrschende Norm für Männer, während für Frauen die flexibilisierten, deregulierten Lebensläufe häufig schon in der Ersten Moderne Realität waren. Zwar lassen sich Flexibilisierungs-, Subjektivierungs- und Entgrenzungstendenzen von Arbeitsverhältnissen feststellen, aber eben

nicht in allen Branchen und Berufszweigen gleichermaßen (vgl. Kühn & Witzel, 2004), in manchen Bereichen (z. B. im Gesundheitswesen) sogar gegenteilig im Sinne einer Taylorisierung von Pflegearbeit. Insgesamt lässt sich so zeigen, dass Erwerbsarbeit, aber insbesondere haus- und familienbezogene Arbeiten nach wie vor geschlechtlich strukturiert bleiben, und bezogen auf Arbeit auch relativ standardisierte ›weibliche‹ bzw. ›männliche‹ Lebensverläufe hervorgebracht werden.

Die ungleiche Vergesellschaftung von Männern und Frauen bezüglich der Arbeitsteilung ist dabei durchaus institutionell abgesichert: Das Normalarbeitsverhältnis ist nach wie vor so gestaltet, dass eine egalitäre Teilhabe von Müttern und Vätern an Erwerbsarbeit (und kind- und haushaltsbezogener Arbeit) nahezu unmöglich ist (vgl. Beckmann, 2008). Die institutionellen Arrangements (wie z. B. die Rahmenbedingungen für Familie) wandeln sich dabei keinesfalls eindimensional in Richtung einer stärkeren Individualisierung von Lebensläufen, sondern scheinen vielmehr ambivalenten Reformbemühungen unterworfen, deren Fortgang zudem empirisch offen ist (vgl. Bothfeld, 2005). So weisen das Elterngeld und der Ausbau der Kinderbetreuung durchaus auf Individualisierungstendenzen hin, gleichwohl das Elterngeld im Grunde nur für eine berufstätige Mittelschicht Individualisierungsoptionen öffnet, während es für niedrige Einkommen und ALG II-EmpfängerInnen letztlich nur eine soziale Kürzung darstellt (vgl. Ehnis & Beckmann, 2010). Sozialversicherungsleistungen und das Steuerrecht (Ehegattensplitting) bleiben dagegen an die Ehe gebunden und fördern ein tradiertes Arrangement. Und mit dem Betreuungsgeld wird nun wiederum eine familiäre Betreuungsleistung honoriert, die der Logik des Elterngeldes nachgerade zuwider läuft.

Die für die Erste Moderne als charakteristisch bezeichnete geschlechtstypische Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre ist – wenngleich im Wandel – so doch auch noch intakt. Wenn man so will, ist das gesellschaftliche Bild der Entbettung- und Freisetzung kein eindeutiges, sondern eines, das durch ›Zwar... aber‹-Strukturen gekennzeichnet ist.

Die Ambivalenzen in den Strukturen spiegeln sich auch auf Subjektebene. So zeigen empirische Studien, dass das Feld der Vereinbarkeit von

Familie und Beruf bei westdeutschen Frauen mit identitären Ambivalenzen einhergeht: ›ich mache gerne Hausarbeit und Kinderbetreuung; ich sehe Hausarbeit als meinen Bereich; ich möchte bei meinen Kindern zuhause bleiben‹, aber auch: ›ich will einen Beruf haben; ich will mich in meinem Beruf verwirklichen, ich will unabhängig sein‹ (vgl. u.a. Jurcyk & Voß, 1995, S. 389ff.). Die identitären Dilemmata einzelner Personen weisen so deutliche überindividuelle soziale Strukturierungen auf.

Einfacher gesagt: Subjekte treffen – hier bezogen auf Arbeit und Geschlecht – keinesfalls auf einen neutralen Raum, in dem sie sich zufällig oder bewusst mit der ein oder anderen Geschlechterpraxis beschäftigen bzw. diese für sich auswählen oder sich dafür entscheiden, sondern sie werden *in Bezug zu* hegemonialen Geschlechterpraxen ›ihres‹ Geschlechtes gesetzt, die sie zwar nicht auf eine Identitätsposition festlegen, aber zu einem Identitätsprozess zwingen, der relational mit diesen Praxen verbunden ist. Auch wenn soziale Strukturen und damit verbundene hegemoniale Praxen personale Identität dabei nicht determinieren, so bestimmen sie doch wahrscheinliche Identitätsprozesse und Grenzziehungen.

Schlussbemerkung

Die Feststellung, dass rechtliche, normative und ethische gesellschaftliche Vorgaben weniger restriktiv auf die Subjekte wirken als noch in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts bleibt zweifellos richtig. Dies bedeutet aber eben nicht, dass gesellschaftliche Vorstrukturierungen bedeutungslos wären und sich Identitätsprozesse für alle gleichermaßen maßgeblich situativ, multipel und (inhaltlich) nahezu beliebig vollziehen. So richtig es ist, die Prozesshaftigkeit der Identitätskonstruktionen zu betonen und auch die Ergebnisoffenheit dieses Prozesses, so ist es jedoch gleichsam wichtig, typische Sozialisationserfahrungen, wie sie institutionell und kulturell abgesichert und geprägt sind, nicht zu ignorieren.

Auch Beck schreibt, dass die Institutionen der Ersten Moderne nicht einfach erodierten, sondern sich im Sinne einer ›Sowohl-als-auch-Perspektive‹ (Beck, 2004, S. 32) wandelten, und zwar empirisch häufig in

der Form des ›hierarchisch geordneten Pluralismus‹ (ebd., S. 34). So treten zum Beispiel neben dem ›Normalarbeitsverhältnis‹ vermehrt andere Arbeitsverhältnisse in Erscheinung, die auch im Gegensatz zur ersten Moderne nicht mehr schlicht marginalisiert würden oder als anormal gekennzeichnet werden könnten. Dennoch würden diese auch nicht als gleichrangig gelten (ebd.) – die Hegemonie des klassischen Normalarbeitsverhältnisses bleibt also zunächst bestehen. Ähnliches ließe sich für Familienformen aufzeigen.

Die gesellschaftliche Strukturierung ist nach wie vor so angelegt, wirksame Praxen sozialer Normierungen hervorzubringen, zu denen sich die Subjekte (je nach Hautfarbe, Geschlecht, etc.) in ihren Identitätsprozessen jeweils anders in Bezug setzen *müssen und können*. Ungleichheitsstrukturen haben so eine hohe Relevanz für Prozesse personaler Identität in der Spätmoderne, auch unter dem Eindruck des sozialen Wandels.

Im Übergang vom Fordismus zum Postfordismus, in der Durchsetzung marktliberaler Deregulierungen, im Globalisierungsprozess, im Wandel des Geschlechterverhältnisses und der Normalarbeitsverhältnisse bilden sich dabei eher neue Überkreuzungen entlang von Ethnizitäts-, Klassen- und Geschlechterverhältnissen heraus, als dass diese strukturell irrelevant würden. Diese gehen wiederum mit neuen Subjektivierungsweisen und Subjektpositionen in Ungleichheitsverhältnissen einher. Wer den Wandel verstehen möchte, darf die darin angelegten Ambivalenzen und Persistenzen nicht vergessen bzw. dethematisieren. Diese Erkenntnis – die sich ja durchaus auch in den vorgestellten Identitätskonzepten findet⁷ – bedürfte aber auch eines sprachlichen Ausdrucks in den Konzeptionen der Identitätstheorien.

► Anmerkungen

- * Dieser Artikel entstand im Rahmen des an der Universität Bremen angesiedelten DFG-Projektes »Identitätskonstruktionen im Lebenslauf – Sekundäranalytische Modellstudie zu Gender, Arbeit und Familie«. Leitung: Thomas Kühn, Projektlaufzeit: 2011-2013. Außer Patrick Ehnis (Anschrift cf. ›Autorinnen und Autoren dieses Heftes‹) arbeiteten dort (Universität Bremen, Fachbereich 11, Forschungsprojekt IDconstruct) Dr. Sabine Beckmann (sabine.beckmann@uni-bremen.de),

Marina Mohr, M.A. (marina.mohr@uni-bremen.de) und Dr. Thomas Kühn (Universität Bremen, Fachbereich 11, InPuT, Abteilung Markt- und Sozialpsychologie (thkuehn@uni-bremen.de).

- 1 Der Begriff ›class‹ steht hier als ›Platzhalter‹ für eine relevante Kategorie vertikaler Differenzierung entlang im weitesten Sinne ökonomischer Kriterien. Er soll hier nicht abgrenzend zu z. B. Schicht- oder Milieukonzepten verstanden werden.
- 2 Mit ›race‹ wird hier selbstredend nicht ein biologisches Konzept der Zuordnung von Menschen in verschiedenen Rassen verstanden. Gemeint ist, dass rassistische Zuschreibung als konstitutives Element der Ungleichheitsproduktion in die gesellschaftlichen Verfasstheit eingehen. In Deutschland ist die Struktur der Fremdheit zudem maßgeblich durch Ein- und Ausschlüsse entlang von Nationalität bzw. Passstatus institutionalisiert.
- 3 In der Vorstellung einer *gelingenden Identität* (sowie bezüglich des zeitlichen Ablaufs der Entwicklungsstufen) bleibt Erikson stark an den ›männlichen Normallebenslauf‹ seiner Zeit gebunden. Jungwirth (2007) kritisiert daher in ihrer Rekonstruktion sozialwissenschaftlicher Identitätstheorien: »Im Modell der Identitätsentwicklung wurden allgemein anerkannte Normen zum normativen Entwicklungsziel von bestimmten kognitiven ›Entwicklungsstufen‹« (Jungwirth, 2007, S. 365). Problematisiert wird mithin vor allem die Orientierung an dem Normalen als dem Gelingenden. Wobei schon die Konstruktion dieses Normalen problematisch ist (denn für eine Vielzahl von Frauen war ein flexibler, diskontinuierlicher Umgang mit Erwerbsarbeit bereits zu Zeiten Eriksons normal).
- 4 Das Identitätsgefühl wird dabei nach Keupp et al (2008) im Sozialisationsprozess erzeugt und permanent reproduziert und zwar maßgeblich über die (nicht-)reflexive Bewertung situativer Anerkennungserfahrungen. Als inkorporiertes Gefühl – ähnlich wie bei Bourdieu der Habitus – steuere es über Wohlbefinden Entscheidungsfindungen. Authentisch empfinde sich ein Individuum, wenn das Identitätsgefühl in einem akzeptierten Verhältnis zu den eigenen Handlungen gebracht werden kann.
- 5 Kaufmanns Kritik an Bourdieu scheint allerdings lediglich dort berechtigt, wo Bourdieu – wie z. B. in seinen Ausführungen zu männlicher Herrschaft (Bourdieu, 1997) – den Eindruck erweckt, der (Geschlechter)Habitus bilde sich maßgeblich als Inkorporierung *einer* Machtlogik aus. Grundsätzlich lässt sich u.E. allerdings mit Bourdieus Theorie das Nebeneinander von Ausdifferenzierung (soziale Kapitalvolumen, Kapitalstruktur, Lebenslauf) und Ähnlichkeiten (Habitus, Doxa) von Identitätskonstruktionen in der Spätmoderne recht gut fassen.
- 6 Becks Thesen waren dabei immer wieder im Zentrum soziologischer Auseinandersetzungen (vgl. Berger & Hitzler, 2010). Koppetsch (2010) beschreibt bei-

spielsweise überzeugend, wie für die Subjekte – entgegen Becks These – im Zuge des (neoliberalen) Umbaus des Wohlfahrtsstaates ab den 80er Jahren die Bedeutung privater Gewährleistungsstrukturen wie die Herkunftsfamilie wieder zunimmt (vgl. Koppetsch, 2010, S. 230ff.).

- 7 Auch Keupp et al. (2008) beschreiben im empirischen Teil ihrer Arbeit deutliche Differenzen der Identitätsbildung zwischen Männern und Frauen in den Bereichen Erwerbsarbeit und Intimität (Familie) und ihrer Verknüpfungen. Allerdings spielen diese empirisch wahrgenommenen Differenzierungen für die theoretische Ausarbeitung des Identitätskonzeptes keine Rolle. Kaufmann (2005) bindet Identitätsausdrucksweisen lose an soziale Lagen, ohne dass in seiner Identitätstheorie auf unterschiedliche soziale Strukturierungen des Sozialisationsprozesses näher eingegangen werden würde.

► Literatur

Allmendinger, Jutta (2010). Geschlecht bleibt eine wichtige Dimension sozialer Ungleichheit. *WZB Mitteilungen Heft 129*, 12-15.

Beck, Ulrich (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich & Beck-Gernsheim, Elisabeth (1994). *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beck, Ulrich & Bonß, Wolfgang & Lau, Christoph (2004). Entgrenzung erzwingt Entscheidung: Was ist neu an der Theorie reflexiver Modernisierung? In Beck, Ulrich & Lau, Christoph (Hrsg.), *Entgrenzung und Entscheidung* (S. 13 – 63). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Beckmann, Sabine (2008). *Geteilte Arbeit? Männer und Care-Regime in Schweden, Frankreich und Deutschland*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Behringer, Luise (1998). *Lebensführung als Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags*. Frankfurt am Main: Campus.

Berger, Peter A. & Hitzler, Ronald (Hrsg.). (2010). *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »jenseits von Stand und Klasse«?*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bilden, Helga & Dausien, Bettina (Hrsg.). (2006). *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen: Barbara Budrich.

Bothfeld, Silke (2005). *Vom Erziehungsurlaub zur Elternzeit. Politisches Lernen im Reformprozess*. Frankfurt am Main: Campus.

Bourdieu, Pierre (1997). Die männliche Herrschaft. In Irene Dölling & Beate Kraus (Hrsg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis* (S. 153-217). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

BMFSFJ (Hrsg.). (2005). Gender-Datenreport. 1. Datenreport zur Gleichstellung von Frauen und Männer in der Bundesrepublik. Online-Publikation: <http://www.bmfsfj.de/doku/Publikationen/genderreport/root.html> (Stand: 15.11.2012).

BMFSFJ (Hrsg.). (2011). *Erster Gleichstellungsbericht. Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Männern und Frauen im Lebensverlauf*. Berlin: H. Heenemann GmbH & Co.

Bundesagentur für Arbeit (Hrsg.). (2012). *Arbeitsmarktberichterstattung: Der Arbeitsmarkt in Deutschland, Frauen und Männer am Arbeitsmarkt im Jahr 2011*. Online-Publikation: <http://statistik.arbeitsagentur.de/Navigation/Statistik/Arbeitsmarktberichte/Berichte-Broschueren/Arbeitsmarkt-Nav.html> (Stand: 15.11.2012)

Connell, Robert W. [Rawyn] (2000). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen: Leske + Budrich.

Ehnis, Patrick (2009). *Väter und Erziehungszeiten. Politische, kulturelle und subjektive Bedingungen für mehr Engagement in der Familie*. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer.

Ehnis, Patrick & Beckmann, Sabine (2010). »Bei Mama lerne ich krabbeln, bei Papa dann laufen«. Zur Einbeziehung von Vätern bei Elterngeld und Elternzeit - eine kritische Betrachtung. *Feministische Studien 2/2010*, 313-324.

Eikelpasch, Rolf & Rademacher, Claudia (2004). *Identität*. Bielefeld: transcript.

Jungwirth, Ingrid (2007). *Zum Identitätsdiskurs in den Sozialwissenschaften. Eine postkolonial und queer informierte Kritik an George H. Mead, Erik H. Erikson, Erving Goffman*. Bielefeld: transcript.

Jurczyk, Karin & Voß, Günter G. (1995). Zur gesellschaftsdiagnostischen Relevanz der Untersuchung von alltäglicher Lebensführung. In Projektgruppe »Alltägliche Lebensführung« (Hrsg.), *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung* (S. 371-408). Opladen: Leske + Budrich.

Kaufmann, Jean-Claude (2005). *Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Kaufmann, Jean-Claude (2010). *Wenn ICH ein anderer ist*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

Keupp, Heiner, Ahbe, Thomas, Gmür, Wolfgang, Höfer, Renate, Mitzscherlich, Beate, Kraus, Wolfgang & Strauss, Florian (2008). *Identitätskonstruktionen*.

Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Knapp, Gudrun-Axeli & Wetterer, Angelika (Hrsg.). (2003). *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II.* Münster: Westfälisches Dampfboot.

Kurz-Scherf, Ingrid (2005). »Arbeit neu denken, erforschen, gestalten«. In dies., Lena Corell & Stefanie Janczyk (Hrsg.), *In Arbeit: Zukunft. Die Zukunft der Arbeit und der Arbeitsforschung liegt in ihrem Wandel* (S. 15 – 35). Münster: Westfälisches Dampfboot.

Koppetsch, Cornelia (2010). Jenseits der individualisierten Mittelstandsgesellschaft? Zur Ambivalenz subjektiver Lebensführung in unsicheren Zeiten. In Peter A. Berger & Ronald Hitzler (Hrsg.), *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »jenseits von Stand und Klasse«?* (S. 225-243). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kühn, Thomas & Witzel, Andreas (2004). Die Arbeitskraftunternehmer-These aus berufsbiografischer Perspektive. In Hans J. Pongratz, & Günter G. Voß (Hrsg.), *Typisch Arbeitskraftunternehmer? Befunde aus der empirischen Arbeitsforschung* (S. 229-253). Berlin: Sigma.

Lessenich, Stephan (2009). Künstler- oder Sozialkritik? Zur Problematisierung einer falschen Alternative. In Klaus Dörre, Stephan Lessenich & Hartmut Rosa (Hrsg.), *Soziologie Kapitalismus Kritik* (S. 224 -243). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rosa, Hartmut (1998). *Identität und kulturelle Praxis. Politische Philosophie nach Charles Taylor.* Frankfurt am Main/New York: Campus.

Rosa, Hartmut (2009). Kapitalismus als Dynamisierungsspirale – Soziologie als Gesellschaftskritik. In Klaus Dörre, Stephan Lessenich & Hartmut Rosa (Hrsg.), *Soziologie Kapitalismus Kritik* (S. 87 -125). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Rosa, Hartmut (2012). *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung.* Berlin: Suhrkamp.

Scherger, Simone (2010). Den Pudding an die Wand nageln... Individualisierungsprozesse im Spiegel empirischer Studien – Probleme und Präzisierungen. In Peter A. Berger & Ronald Hitzler (Hrsg.), *Individualisierungen. Ein Vierteljahrhundert »jenseits von Stand und Klasse«?* (S. 119-138). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.